

Sühne

Ich wusste nicht, wie hoch die provenzalische Küste aus dem Meer ragt. Glatte Felswände fallen bis zu vierhundert Meter in die Tiefe. Akrophobikern, Melancholikern und den Eltern kleiner Kinder würde ich von einer Wanderung an der Steilküste abraten, auch wenn die Aussicht hinreißend ist. Ich weiß, wovon ich rede: Ich leide unter Höhen-schwindel, versinke leicht in dunklen Grübeleien und habe kleine Kinder. Aber nicht von meiner Angst um die Kinder oder mich möchte ich berichten, sondern von meiner Sorge um einen Angstlosen.

Nachdem sich meine Frau mit den Kindern auf den Rückweg in unser Feriendomizil begeben hatte, blieb ich noch auf einem Felsplateau sitzen – in gehörigem Abstand von der Klippe, versteht sich – und genoss das Panorama: das wirklich azurblaue Meer, weiße Segel in der Ferne und eine Felsformation in der Gestalt eines Adlers. Doch bis nach unten in die Bucht konnte ich nicht schauen, dazu war der Fels zu hoch. Ich weiß nicht, wie lange ich dort hockte. Als ich endlich aufbrechen wollte, sah ich eine Art Riesenspinne an der Felswand. Zwei Hände, Arme, ein Kopf – mir stockte der Atem. Es war ein Mensch aus Fleisch und Blut, ich konnte es nicht glauben. Mit Schrecken sah ich, wie er mit einer Hand nach dem nächsten Ring im Gestein tastete und dort seinen Karabiner einhängte, während die andere Hand ein winziges Felsstück umklammerte. Als er sich höher gezogen hatte, konnte ich auch seine Füße sehen. Sie waren ganz schmal und steckten in Pantinen, wie ich sie nur vom Ballett kenne. Sie suchten nach einem Vorsprung, nach einer Unebenheit oder Ritze, nach irgendetwas, das Halt bieten konnte.

Nach einiger Zeit flaute mein Schrecken ab. Ein kaltes, quasi wissenschaftliches Interesse packte mich. Ich schaute auf ihn herab wie auf eine Fliege in einem Spinnennetz, die im Todeskampf mit ihren Beinchen zappelt und den Flügeln schlägt, so lange, wie die heimtückische Fallenstellerin es zulässt. Neben zahlreichen Karabinern, die an seinem Gürtel befestigt waren, hing ein Seil herab. Es war nicht gespannt. Folgte ihm jemand, den er sicherte? Bestimmt seine Freundin, dachte ich. Wie tief und vertrauensvoll eine solche Freundschaft sein muss. Ich war zu weit von der Felskante entfernt, um das Ende des Seils sehen zu können. Meine Neugier rang mit meiner Angst und siegte. Ich legte mich flach auf den Boden und schob mich bis zum Abgrund vor. Von dort aus konnte ich das Seil ein Stück weiter verfolgen, doch dann versperrte mir ein Felsblock die Sicht. Ich meinte am unteren Ende des Seils einen Schatten zu erkennen, dessen Herkunft ich mir nicht erklären konnte. Für einen Menschen schien er mir zu klein. Ich hielt Ausschau, ob sich von einer anderen Stelle aus ein günstigerer Winkel ergab. Wenige Meter weiter hätte ich an dem Felsvorsprung vorbei sehen können, doch dann wäre ich dem Kletterer so nahe gekommen, dass er mich wahrscheinlich entdeckt hätte. Er war nur noch wenige Meter vom Plateau entfernt. Doch das wollte ich vermeiden. Ich glaube, ich schämte mich vor ihm wegen meiner Ängstlichkeit.

Während ich noch überlegte, was ich weiter tun sollte, wandte mein Beobachtungsobjekt den Kopf zur Seite und rief etwas nach unten. Jedenfalls schien es mir so, denn hören konnte ich ihn nicht. Mit den Zehenspitzen hatte er auf einer kleinen Felsstufe Tritt gefasst und verharrte dort. Wartete er auf seine Freundin, wollte er nur Kraft schöpfen für die letzten Meter oder war etwas nicht in Ordnung? Vielleicht hatte er einen Krampf in den Fingern und brauchte Hilfe. Doch wie sollte ich ihm helfen? Nein, er wirkte ganz ruhig. Nichts sprach dafür, dass er meine Hilfe brauchte. Die Freundin schien noch sehr

weit unten zu sein, da ich sie bisher nicht sehen konnte. Ich schätzte, dass ich wenigstens hundert Meter überblickte. Ich sah, wie er das Seil einige Male um seinen sehnigen Körper schlang. Das beruhigte mich, denn das konnte nur bedeuten, dass sie nachkam, wenn auch langsam. So lange wollte ich nicht mehr warten. Also riss ich mich los, robbte zurück und kehrte ins Hotel zurück, wo meine Familie mich erleichtert begrüßte. Doch in Gedanken war ich noch bei dem Kletterer. Etwas ließ mir keine Ruhe. Warum hatte er überhaupt gerufen? Auf diese Distanz war das beim Rauschen des Meeres eigentlich zwecklos, zumal auch ein leichter Wind wehte. Etwas musste ihn beunruhigt haben. Vielleicht hätte er mich tatsächlich um Hilfe gebeten, wenn ich mich gezeigt hätte. Ich hätte ihn nicht alleine lassen dürfen.

Ich bat meine Familie, mich noch für ein oder zwei Stunden zu entbehren und eilte in die einzige Bar des Ortes. Wenn jemand verunglückt wäre, würde ich es dort erfahren. Zu dieser frühen Stunde waren nur zwei Tische besetzt. An dem einen wurde Karten gespielt, an dem anderen saß ein Gast allein und las Zeitung. Ich setzte mich an die Theke und bestellte einen Pastis. Aus einem Lautsprecher erklang die weiche, melancholische Stimme von Moustaki. So alt wie seine Lieder hätte auch die Musikanlage sein können. Der Bart des Wirts war so grau wie der des Sängers gewesen war. Hier schien die Zeit stehen geblieben zu sein.

Ich konnte ausreichend Französisch, um mit dem Wirt eine Unterhaltung zu führen. Ich äußerte, dass ich Moustaki früher oft gehört habe. Das schien ihn zu freuen. Er und sein Sohn hören ihn immer noch gern, erklärte er. »Er verwandelt Trauer in Musik«, sagte ich. Er nickte. Dann fragte ich, ob man hier klettern könne, und, als er das bejahte, ob es dabei schon Unfälle gegeben habe. Nicht dass er wüsste, erwiderte er, doch zum Klettern kämen nicht viele hierher. »Doch heute hätten Sie den besten Kletterer sehen können«, fügte er nicht

ohne Stolz hinzu. »Der gibt übrigens auch Unterricht. Ich kann Ihnen gerne einen Termin besorgen.«

Ich heuchelte Interesse. »War er heute mit einem Schüler unterwegs?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. Plötzlich wirkte er traurig. Ich scheute mich, meine Erkundigungen fortzusetzen. Nach einer Pause erklärte er: »Heute nicht. Manchmal klettert er lieber allein.«

»Braucht man dafür ein Seil?«

»Ein Seil? Natürlich nicht. Warum fragen Sie? Ach, haben Sie ihn gesehen?«

Das konnte ich nun nicht mehr leugnen, brauchte es aber auch nicht, denn es war ja offenbar alles gut gegangen.

Er schien jemanden zu rufen, ich konnte aber niemanden sehen – außer einem Schatten vielleicht.

Der Wirt nickte. »Es war eine Puppe.«

Ich stutzte. Hatte ich ihn richtig verstanden?

»Ja, eine Puppe. Es war die Lieblingspuppe seiner Schwester.«

»Ist sie tot?«

»Sehr lange schon. Sie waren beide noch Kinder. Es war eine Art Unfall beim Spiel. Er legte ihr seinen Teddy ins Grab. Lange Zeit aß er nur, wenn auch für sie gedeckt war.«

»Da müsste man ihm das Klettern doch verbieten – ich meine, wenn er verrückt ist.«

»Wer soll ihm das verbieten?«

»Der Arzt.«

»Der sagte, er sei nicht verrückt, ebenso wenig wie ein Betender. Die Ringe in der Felswand seien die Perlen in seinem Rosenkranz.«

»Dann sollte er zu einem Priester gehen!«

»Klar, aber das will er nicht. Er sagt, es gebe keinen Gott, der ihm vergeben kann. Vergeben könne er sich nur selbst. Der Arzt meinte:

»Er hat sich selbst zum Gott gemacht, dem er immer wieder opfern muss.«

Wir schwiegen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich bestellte ihm und mir noch einen Pastis. Er stürzte ihn in einem Zug herunter.

»Er mochte sie nicht. Warum, weiß ich nicht. Sie jedoch hing an ihrem großen Bruder und bewunderte ihn. Sie glaubte ihm alles, und er war verteufelt erfinderisch darin, sich gefährliche Spiele auszudenken. Zuletzt spielten sie, dass sie Möwen wären, und sie glaubte auch das.«

»Kannten Sie die beiden?«

»Ich bin der Vater«, antwortete er und trat einen Schritt zurück, ablauernte vor ihm der Abgrund.